

Balanceverlust

Warum die Reformpläne für die Künstlersozialkasse stocken

Sie ist für Zehntausende freie Journalisten, Maler oder Bildhauer eminent wichtig. Würde die Künstlersozialkasse (KSK) nicht die Hälfte der Beiträge für die Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung übernehmen, könnten viele freischaffende Künstler nur schwer ihre berufliche Existenz sichern. Umso größer war die Aufregung, als im Frühjahr 2013 bekannt wurde, dass die Sozialkasse in eine finanzielle Schieflage zu geraten droht. Prompt forderten mehr als 73 000 Bürger in einer Petition den Deutschen Bundestag auf, mehr für die Rettung der KSK zu tun – zunächst ohne Erfolg. Nun will die neue Bundesministerin Andrea Nahles (SPD) das Problem lösen. Doch auch ihre Pläne sind nach SZ-Informationen ins Stocken geraten.

Drei Quellen speisen die KSK: 50 Prozent des Budgets steuern die Mitglieder mit ihren Beiträgen selbst bei. 20 Prozent stammen vom Bund. Weitere 30 Prozent müssen durch die Künstlersozialabgabe zustande kommen, die etwa 150 000 Unternehmen mit Aufträgen an Künstler zahlen. Doch hier hakt es seit Jahren: Geld in den Topf kommt nur genug, wenn sich nicht zu viele Firmen vor der Abgabe drücken. Zuständig für die Kontrollen ist die Deutsche Rentenversicherung (DRV). Fachleute im Arbeitsministerium sagen, die DRV prüfe zu lasch – was die Rentenversicherung gar nicht so sieht. Zugleich wird gestritten, wie hoch die Kosten für verstärkte Kontrollen wären und wie eine gute Balance zwischen Aufwand und Nutzen aussehen könnte.

Längst nicht alle Unternehmen zahlen die Künstlersozialabgabe

Nahles will den Streit unbedingt beilegen. In einem Beitrag für die Zeitschrift *Politik und Kultur* des Deutschen Kulturrates weist sie darauf hin, dass die Einnahmen aus der Künstlersozialabgabe seit einigen Jahren stagnierten. „Vor dem Hintergrund der dynamischen Entwicklung der Kultur- und Kreativwirtschaft gibt es dafür nur einen nachvollziehbaren Grund: Mangelnde Kontrolle hat dazu geführt, dass noch längst nicht alle abgabepflichtigen Unternehmen die Künstlersozialabgabe zahlen – sei es aus Vorsatz, oder weil viele Unternehmen schlicht nicht wissen, dass sie zu dieser Abgabe verpflichtet sind.“ Der Abgabebesatz auf gezahlte Honorare sei deshalb bereits zum Jahreswechsel von 4,1 auf 5,2 Prozent gestiegen. Ein weiterer deutlicher Anstieg würde „die Akzeptanz für das System der Künstlersozialversicherung gefährden“, schreibt Nahles. Die Ministerin fordert daher wie ihre Vorgängerin Ursula von Leyen (CDU) regelmäßige Betriebsprüfungen. Nahles kann sich dabei auf den Koalitionsvertrag berufen. Darin heißt es: „Wir werden die Künstlersozialkasse erhalten und durch eine regelmäßige Überprüfung der Unternehmen auf ihre Abgabepflicht hin dauerhaft stabilisieren.“

Die Zeit drängt: Passiert nichts, dürfte die Abgabe im nächsten Jahr erneut auf bis zu sechs Prozent anziehen. Eigentlich wollte die Ministerin deshalb schon am 26. Februar im Kabinett einen Beschluss für stärkere Kontrollen durchsetzen. Der Zeitplan ist allerdings bereits überholt. Bislang ist es nicht gelungen, sich mit der Rentenversicherung friedlich zu einigen. Diese sprach in der Vergangenheit von zusätzlichen Kosten in Höhe von 50 Millionen Euro, die Fachleute im Arbeitsministerium von fünf Millionen Euro – eine Differenz, die für den Leiter der Verhandlungen, Nahles' Staatssekretär Jörg Asmussen, nur schwer nachzuvollziehen ist.

Wie es nun weitergeht, ist offen. Sicher ist nur: Am Montag befasst sich der Petitionsausschuss des Bundestags in einer öffentlichen Sitzung mit dem Anliegen der mehr als 73 000 Unterzeichner für die KSK. Sie machen sich dafür stark, die Unternehmen „auf korrekte Entrichtung ihres Anteils an der Finanzierung der Kasse hin zu kontrollieren“. Eine zweite Petition in Sachen Künstlersozialkasse schaffte es nicht so weit: Gut 44 000 Bürger sprachen sich 2013 dafür aus, die KSK gleich ganz abzuschaffen. **THOMAS ÖCHSNER**

Mit den Augen des Malers

Alle verblöden vor der Glotze. Nur Picasso nicht. Der Künstler war vom Fernsehprogramm fasziniert und sogar beeinflusst. Am liebsten guckte er Catchen und Western, wie eine Ausstellung jetzt zeigt

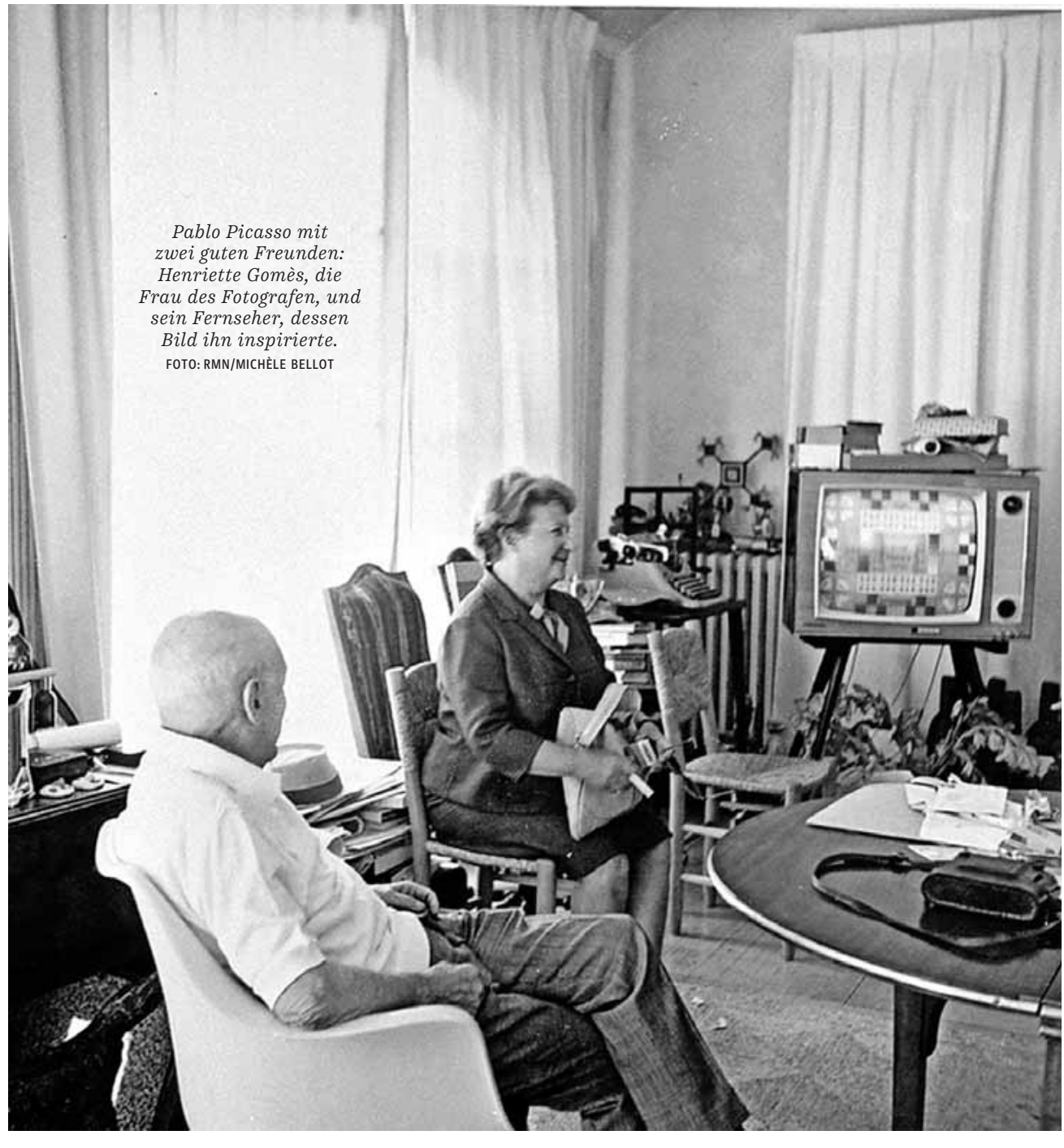
VON GEORG IMDAHL

Picasso sieht fern. „Na und?“ würde man bei jedem anderen Zeitgenossen fragen. Bei ihm aber mutet die schlichte Feststellung gewöhnungsbedürftig an. Leidenschaftlich gern ging der Matador zum Stierkampf, doch Picasso vor der Glotze? So banal kannte man ihn gar nicht. Tatsächlich hat sich der Künstler in seinen späteren Jahren Anregungen vom Bildschirm geholt, so bringt es jetzt eine Ausstellung in Münster an den Tag, die damit, in einem nach allen Seiten ausgeleuchteten Oeuvre, ein unterbelichtetes Motiv zum Vorschein bringt. Kaum zu glauben: In jenen Sechzigern, da die Bilder der Videokunst gerade laufen lernten, geriet der Jahrhundertmaler unter den Einfluss, bisweilen gar in den Bann der Mattscheibe.

Es muss irgendwann 1960 gewesen sein, als der Fernseher Einzug gehalten hatte bei Picasso zu Hause. Nachweislich geweckt wurde seine Hinwendung zum Massenmedium durch ein Ereignis des damaligen Boulevards, die Hochzeit der englischen Prinzessin Margarete, die am 6. Mai 1960 live übertragen wurde. Dann sah der ewige Bahnbrecher des 20. Jahrhunderts zum ersten Mal Catchen im Fernsehen. Die dabei gewesen sind, wenn seine Ehefrau Jacqueline Roque den Apparat einschaltete, erinnern sich an den „starrten Blick“ des Malers, wenn der pseudo-archaische Ringkampf ausgestrahlt wurde. „Der Fernseher und er wurden eins“, berichtet der Enkel Bernard Ruiz-Picasso. Den sonntäglichen Gästen gebot der Gastgeber dann gar, bitte zu schweigen. Selbst das seifenopernhafte Wrestling, eigentlich was für den Stammtisch, hatte Bestand vor Picasso.

Einmal malte er sogar den hellen Widerschein der Flimmerkiste, indem er ein Viereck auf pechschwarzem Grund mit gleißendem Weiß schaffierte.

Die Schau im Picasso-Museum konzentriert sich ganz auf die 1968 entstandene „Suite 347“ mit grafischen Blättern. Die von Picasso bevorzugten Sendungen und Programme bekundeten sich in einigen Werken im Nachhall. Mit Flachbildschirmen, auf denen ausgewählte Szenen zum Motivabgleich laufen, spekuliert die Ausstellung über die Einflüsse der Fernsehbilder auf die künstlerischen Blätter. Im Heimkino, soviel darf als sicher gelten, deklarierte sich Picasso an rustikalen Stoffen, ergötzte sich an Sandalenfilmen und Mantel- und Degen-Streifen, Historiensinken und Western. Mit Gary Cooper, der sommers an der Côte d'Azur Urlaub machte, war er befreundet. Der Schauspieler schenkte dem Maler bei Gelegenheit einen Revolver, Requisit eines Spielfilms, woraus dann eins der bekanntesten Porträts hervorging: André Villers Aufnahme von Picasso mit der Spielzeugpistole in der Hand und dem Cowboyhut auf dem Kopf.



Pablo Picasso mit zwei guten Freunden: Henriette Gomès, die Frau des Fotografen, und sein Fernseher, dessen Bild ihn inspirierte. FOTO: RMN/MICHELE BELLOT

Schon in den vierziger Jahren hatte Picasso in seinen Bildern hier und da Antennen durch T-Formen dargestellt; erst später aber griff er auf, was er selbst im Fernsehen gesehen hatte. Er machte daraus spontane Gelegenheitsarbeiten: die Akrobatin und der Haudeggen, allerlei Duelle, Gladiatorenkämpfe.

Am Silvesterabend des Jahres 1967, auch dies ist verbürgt, schaute sich Picasso mit Jaqueline Henry Hathaways abenteuerliches Epos *Bengali* von 1935 an. Die Pariser Kunsthistorikerin Laurence Madeline geht davon aus, dass das exotische Setting des Films Picasso umgehend zu einer neuerlichen Befassung mit dem Bild „Türkisches Bad“ von Jean-Auguste-Dominique Ingres aus dem 19. Jahrhundert herausforderte. Aber auch die politischen Zeitläufe im TV-

Spiegel sedimentierten sich in der „Suite 347“: Dann etwa, wenn Picasso Charles de Gaulle mit schlafem Gemächt vor einem lasziven Akt karikierte, um den Staatspräsidenten in den gesellschaftlichen Umbrüchen der späten Sechzigerjahre als Mann von gestern bloßzustellen.

Picasso sieht fern, Kunstmuseum Pablo Picasso, Münster, bis 18. Mai 2014.

Bittere Pillen

Ein ARD-Film wirft einen erstaunlich unideologischen Blick auf das Thema Ritalin

Das Leben ist selten einfach, aber richtig schwer wird es mit einem Kind wie Merle (Greta Bohacek). Das Mädchen klaut seiner Schwester das Handy, es beteiligt sich nicht am Unterricht, lernt schlecht, es ist jähzornig, gewalttätig, vorlaut.

Und Merles Familie zerbricht fast an ihr. Jeden Mittag gibt es Streit. Täglich klagende Lehrer. Die Schwester, selbst in der Pubertät, wird benachteiligt. Und Merle selbst? Zerbricht auch. Sie weiß nicht, was mit ihr los ist. Ein unglückliches Kind, das keine Aufmerksamkeit aufbringt und deshalb alle verlangt. Ein Kind mit ärztlich diagnostizierter Aufmerksamkeitschwäche.

Die Eltern (Anneke Kim Sarnau, Harald Schrott), Bauingenieure, selbstständig, gebildet, scheitern radikal. Hier hilft keine Strategie aus ihrer wertkonservativen, grünen Lebenswelt, in der sich wahrscheinlich auch viele ARD-Zuschauer gemütlich eingerichtet haben dürften. Stundenlanges

Üben mit Merle, bis die Eltern am Tisch einschlafen, bis sie fast ihre Kunden verlieren, bis die Ehe auf dem Spiel steht. Alles vergebens, Merle bleibt Merle.

Und dann stellt sich die Frage: Ritalin? Diese Frage ist eine Provokation, ein Affront für die Eltern in diesem sehenswerten Film. „Wir machen unser Kind doch nicht von Psychopharmaka abhängig“, flucht der Vater, der, die Schuld an der Krankheit der Tochter lieber bei sich sucht als in einer Krankheit. Ein Klassiker, Diagnose hin oder her.

Und so muss Merle weiterleiden, ohne Freunde, ohne schulischen Erfolg, weit hinter ihren sozialen und geistigen Möglichkeiten, damit ihre Eltern und die gutmütige Großmutter nicht in ihrem Weltbild gestört werden. Der Film zeigt das Kind als Opfer einer Ideologie, und das ist sein Verdienst: Nicht die alte Geschichte zu erzählen, von einem kerngesunden, aber lebhaf-

ten Kind, das der Einfachheit halber mit Ritalin in melancholische Ruhe gebombt wird. Keine Verschwörungstheorien.

Stattdessen setzt Drehbuchautorin Regine Bielefeldt dem weit verbreiteten Unsinn, wonach auch ein krankes Kind nur ein „Zappelpilipp“ ist, der halt ein bisschen Sport und Liebe braucht, ein Statement entgegen. Sie zeigt, dass eine Familie über kurz oder lang zerbrechen kann, und dass ein Kind sehr unglücklich werden wird, wenn es nie tut, was es soll – noch nicht einmal tut, was es selber möchte. Weil es nicht kann.

Gleichzeitig ist dieser Film keine Werbung für Ritalin. Medizin ist eine Option, aber nicht die einzige. Wird sie wirken? Die Geschichte endet, bevor Merle die erste Pille schluckt, was Drehbuch und Regie wenig elegant von der unangenehmen Aufgabe entbindet, das kleine Mädchen auf Ritalin zu zeigen. Nur einmal deutet sich an,

dass eine Krankheit Leid bedeutet, selbst mit wirksamen Medikamenten. Da erzählt die ältere Schwester von einem einst nervigen Mitschüler, der ebenfalls die Pillen schluckt. „Jetzt ist er voll ok“, sagt sie, aber eben auch: „Er lacht nicht mehr so viel.“

Ansonsten kommt *Keine Zeit für Träume* daher, wie ARD-Filme halt daherkommen: platt wie sein Titel, mit einer Psychiaterin, die eine riesige Sanduhr zur Hand hat, denn die Zeit ist knapp, und mit einem Familienauto, dessen Kennzeichen auf „IQ-110“ endet, denn Merle ist natürlich im Grunde clever. Ordentlich kitschig auch, dass ausgerechnet das kleine Mädchen seinen unfähigen Eltern die Entscheidung abnimmt. Merle will ein gesundes Kind in einer glücklichen Familie sein. Zur Not mit medizinischer Hilfe. **JOHANNES BOIE**

Keine Zeit für Träume, ARD, 20.15 Uhr.

Alle für alle

Auch die Schweiz will nun eine Haushaltsabgabe einführen

Den Schweizern wird oft nachgesagt, dass sie gerne etwas mehr bezahlen, solange der Gegenwert stimmt. Tatsächlich bewegt sich vieles im Land auf hohem Niveau: die Preise sowie die Qualität von Waren und Dienstleistungen. Auch bei den Rundfunk- und Fernsehgebühren liegen die Eidgenossen mit mehr als 460 Franken im Jahr international an der Spitze – wobei freilich nicht wenige die Frage stellen, ob die Qualität des Staatssenders SRG mit diesem Preis mithalten kann. Allerdings gibt es nicht viele Anstalten, die Vollprogramme in drei Sprachen produzieren müssen.

Demnächst könnte sich die Gebühr auf 400 Franken verringern. Doch wie so oft hängt noch etwas anderes an dieser erfreulichen Nachricht. Wie in Deutschland soll die Gebühr künftig durch eine pauschale Haushaltsabgabe ersetzt werden. Sie soll jede Privatperson und jedes größere Unternehmen entrichten – egal, ob sie fernsehen und Radio hören oder nicht.

Über die Änderung befindet der Nationalrat am Mittwoch, und allgemein wird mit einer Annahme gerechnet. Eine Minderheit der Abgeordneten in der zuständigen Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen wollte die Höhe der Abgabe auf 360 Franken beschränken. Doch dies wird sich vermutlich nicht durchsetzen.

Von der Ausweitung der Gebührenpflicht wäre nur eine Minderheit betroffen, da ohnehin bereits mehr als 90 Prozent der Haushalte Rundfunk- und Fernsehgebühren zahlen. Doch zu dieser Minderheit gehören Personen, die bewusst auf den Konsum von Radio und TV verzichten. Kritiker plädieren darum für die Möglichkeit eines „Opting-out“. Haushalte ohne Empfangsgerät sollten sich abmelden können. Ob es dazu kommt, ist zweifelhaft, denn eine Abmeldemöglichkeit würde den Effizienzgewinn des Systemwechsels zu nichte machen: Wenn alle Haushalte zahlen müssen, würde die Fahndung nach Schwarzsehern hinfällig. Zudem könnten mit dem neuen System gebührenpflichtige Betriebe und Firmen effizienter erfasst werden. Gerade hier wird mit großen Zusatzeinnahmen gerechnet.

Offen ist, wer die Abgabe künftig eintreiben wird. Die Regierung bevorzugt eine private Organisation. Dies würde das Aus für den staatlichen Gebühreneintreiber Billag bedeuten. Die Tochtergesellschaft der Swisscom beschäftigt 300 Angestellte und treibt insgesamt 1,3 Milliarden Franken ein. Dafür berechnet die Billag dem Bund 55 Millionen Franken. **WOLFGANG KOYDL**

NACHRICHTEN

Doppelspitze bei der taz

Die Chefin der Tageszeitung (taz), Ines Pohl, 47, holt sich mit Andreas Rüttenauer, 46, einen gleichberechtigten Chefredakteur in die Führungsspitze. Rüttenauer ist vom taz-Vorstand bereits bestätigt worden, am Mittwoch wird aller Voraussicht nach auch die Redaktion in einer Versammlung der Personalie zustimmen. Rüttenauer arbeitete nach dem Studium als Kabarettist, lernte dann in einer Landkreisredaktion der *Süddeutschen Zeitung*. Seit 2001 arbeitet er für die taz, seit 2006 im Sportressort. Zum Jahresbeginn 2014 hatte Pohl Stellvertreter, Reiner Metzger, sein Amt niedergelegt. Pohl sagte, sie freue sich darauf, die Arbeit „mit Andreas und der Redaktion zu wuppen“. **SZ**

Journalist stirbt in Kabul

Rund vier Wochen vor der Präsidentenwahl in Afghanistan ist ein Reporter des schwedischen Rundfunks in der Hauptstadt Kabul erschossen worden. Laut Polizei feuerten Unbekannte am Dienstag in der Nähe eines Restaurants auf den 51-Jährigen. Er starb demnach im Krankenhaus, zwei Verdächtige wurden festgenommen. Ein Sprecher der Taliban bestritt eine Beteiligung. **DPA**

Mittwoch, 12. März 2014

350-Euro-Gutschein anrechenbar auf eine Gleitsichtbrille

Rundum-Sorglos-Paket für besseres Sehen in jeder Situation – Gutschein auf Gleitsichtgläser inklusive Brillenfassung, angeboten von Trio Optik.

TRIO OPTIK GmbH

Sie sind Händler und wollen bei Kaufdown dabei sein?

Kontakt: kaufdown@sueddeutsche.de

... gleich auf **kaufdown.de** ersteigern!

Kaufdown
Die Auktion, bei der der Preis sinkt
Süddeutsche.de